Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 17 (1935)

Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 2. August 1935. | Erscheint jeden Freitag | 17. Jahrgang. Nr. 31

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Amerika schafft ein nationales Jugendamt
Der Kampf gegen die Rauschgifte in China
Zur Bekämpfung der Prostitution
„Rußlandschweizerinnen"
Die frühesten Aerztinnen der Schweiz
Firma „Lucille"

Wochenchronik.

Inland.

Im Augenblick, da wir unsere Wochenchronik schreiben, flattern zum **1. August** die Fahnen im Winde, brennen die Höhenfeuer, tönen im ganzen Lande von allen Türmen die Glocken und stehen die Menschen zusammen zum feierlichen Gelöbnis des Festhaltens an den mit dem Opfer ihres Selbst von unseren Vorfahren geschaffenen Grundlagen unseres Staates, Menschen bewußt ihres Schweizertums, bewußt aber auch der Aufgabe, die sich damit verbindet. Möge uns alle der einheitliche Wille durchflammen, unentwegt an dem kostbaren Erbe weiter zu bauen, das unsere Ahnen uns erkämpft und erarbeitet haben.

Unsere **Auslandschweizer** feiern mit uns. Ueber das Radio sprechen sie zu uns, sprechen wir zu ihnen. Die Schweizerkolonien von Wien, Paris und Mailand lassen sich hören, umgekehrt spricht Bundespräsident Minger über den Völkerbundsender von Prangins und die Sender von New York, von Argentinien und Brasilien zu den Schweizern von ganz Nord- und Südamerika. Heimelige Schweizerchöre, Lieder und Jodler bringen ihnen heimatlichen Klang. So umfaßt uns alle ein einziges großes Gefühl der Zusammengehörigkeit, uns Schweizer diesseits und jenseits der Grenzen, ja jenseits der Meere und wir finden uns im selben Gedanken: Für unsere Heimat!

Der **Bundesrat** hat seine Sitzungen wieder aufgenommen: Er beschäftigte sich mit der Adula-Affäre, mit einer Ergänzung des Arbeitsbeschaffungsprogramms im Sinne der Subventionierung von Instandstellungsarbeiten an öffentlichen und privaten Gebäuden, mit der Freizügigkeit in der Krankenversicherung, den Vorarbeiten für den Absatz der diesjährigen Weinernte usw. Die sozialdemokratische Fraktion der Bundesversammlung hat eine vorzeitige Einberufung derselben wegen der bekannten Zollerhöhungen bei allem Protest gegen diese abgelehnt, verlangt aber vom Bundesrat die Vorlage eines Gesamtfinanzprogramms an die eidgenössischen Räte.

In Zürich ist das Referendum der freisinnigen Partei gegen die **Tramtariferhöhung** mit 9687 Unterschriften (2000 sind das gesetzliche Minimum) zustande gekommen. Die Konsumentenliga Zürich, die im gleichen Sinne vorging, reichte 4225 Unterschriften ein. Das Referendum ist also weit überzeichnet worden. In Luzern fand vom 27. bis 29. Juli das **eidgenössische Musikfest** statt, kaum vier Wochen nach dem eidgenössischen Sängerfest. Wir sind also immer noch ein festfreudiges Volk, trotz aller Trübe der Zeit. Und endlich wurde letzten Mittwoch die **Säntisbahn** dem Betrieb übergeben — ein grandioses Werk, das in 12 Minuten eine Höhendifferenz von über 1100 Meter über die steile Nordwand des Säntismassivs überwindet. Wenn der Zudrang nur einigermaßen anhält wie bisher, so darf das krisenbedrängte Appenzellerland mit einer hochwillkommenen Verkehrsbelebung rechnen. Wie übrigens dank des „Ho-Pla" auch die Innerschweiz und der Tessin. Letzten Samstag soll in Basel ein großer Andrang von „Ho-Pla"-Gästen aus Holland und England geherrscht haben.

Ausland.

Der **Völkerbundsrat** ist letzten Mittwoch in Genf zur Behandlung der abessinischen Frage zusammengetreten.

Noch fast in letzter Stunde hat Italien sein Sträuben gegen die Befassung des Völkerbundes mit der abessinischen Angelegenheit aufgegeben und sich bereit erklärt, die Arbeiten der vom Völkerbund im Mai veranlaßten Schlichtungskommission, die diese am 9. Juli abgebrochen hatte, wieder aufzunehmen, freilich unter Beibehalt des Vorbehalts, daß keine Grenzfrage berührt und nur die Zwischenfälle von Ual-Ual zur Diskussion stehen dürfen — ein Verlangen, das allerdings an den wahren Ursachen derselben einfach vorbeigeht. Abessinien ist desgleichen willens, die Verhandlungen fortzusetzen, jedoch ohne auf die Vorbehalte Italiens einzugehen, es vielmehr dem Völkerbund überlassend, die Kompetenzen der Schlichtungskommission festzusetzen.

Es ist wohl kaum von ungefähr, daß vor allem Italien sich herbeiließ, entgegen seiner bisherigen Ironie gegenüber Genf sich nun doch an der Tagung zu beteiligen. Ernste diplomatische Bemühungen der Großmächte, wachsende finanzielle Schwierigkeiten, sowie der Druck der Weltmeinung, vielleicht auch die unverhohlene Sympathie der farbigen Völker für Abessinien — Gandhi sammelt Geld für Abessinien, in Kalkutta fand eine riesige Demonstrationsversammlung von Hindus und Mohammedanern zu Gunsten Abessiniens statt, Aegyptens Bevölkerung ist bei aller vorläufig neutralen Haltung seiner Regierung ganz für Abessinien, desgleichen Japan — mochten Italien zum Einlenken bewogen haben.

Damit ist eine leichte Entspannung der Lage eingetreten. Weniessens etwas, daß Italien der Völkerbundstagung nicht einfach ferne bleibt. Es war natürlich ein großes „Werweißen" in der Presse, welche Haltung die einzelnen Mächte nun wohl einnehmen würden. Frankreich möchte einerseits Italien als seinen wieder gesundenen Freund möglichst schonen, möchte andererseits England nicht verlieren und vor allem dem Völkerbund, auf dem seine ganze Politik fußt, eine schwere Krise ersparen: es ist für die Wiederaufnahme der Schlichtungsverhandlungen im bisherigen Rahmen und erst wenn diese wiederum versagen sollten, für die gänzliche Aufrollung der Frage zu Ende August. Damit könnte wertvolle Zeit für weitere Friedensbestrebungen gewonnen werden. England dagegen, mißtrauisch gegen Italiens Einlenken, das damit nur Zeit gewinnen wolle zum Abschluß seiner militärischen Vorbereitungen, ist für die sofortige Inangriffnahme des Gesamtproblems.

Nun ist also seit Mittwoch abend der Völkerbundsrat an der Arbeit. Die Augen der ganzen Welt blicken in banger Besorgnis nach Genf. Wird „Genf", diese größte Hoffnung und Schutzwehr unserer Zeit, sich bewähren und bewähren? Oder werden wir es, wie so vieles andere, als eine Illusion, als ein ungeheures Armutszeichen unserer Zeit begraben müssen? Werden wir durch weitere Dunkelheiten schreiten müssen, um „lebend" zu werden? Die bisherigen Berichte lauten nicht sehr zuversichtlich, aber auch nicht ganz hoffnungslos.

Neben der Bedeutung der gegenwärtigen Ratstagung verschwinden nahezu die übrigen politischen Sorgen Europas: Die Beunruhigung der österreichischen Nachfolgestaaten über die **Habsburgergesetze** und die sich abzeichnende Restauration; die wieder in Gang kommenden Pourparlers über den **Donaupakt;** der weitere **Kampf gegen die Juden** in Deutschland und ihre immer mehr um sich greifende Ausschließung von öffentlichen Lokalen, Bädern, Museen usw.; die **Beschlagnahme der deutschen Katholiken** wegen Machenschaften mit den Kommunisten; die fortlaufende **Zerschlagung des Stahlhelmes** als eines angeblichen Sammelbeckens der Opposition; und schließlich eine **Regierungskrise** in **Holland,** die für einige Tage das Gespenst einer Abwertung des holländischen Guldens heraufbeschwor, das aber durch die Neubildung des Kabinetts auf beinahe derselben Basis wie vorher glücklich gebannt werden konnte.

Karen Jeppe.

Aus Aleppo kommt die Kunde, daß dort Karen Jeppe gestorben sei. Unsere Leserinnen wissen aus früheren Mitteilungen, wer Karen Jeppe ist: eine der mutigsten, selbstlosesten, aber auch eine der leidüberhäuftesten Frauen, die es in den letzten Jahrzehnten gegeben hat. Sie war der Schutzengel des armenischen Volkes. Als junges Mädchen schon vom Schicksal dieses Volkes gepackt zog sie aus, um mitten unter ihm helfend zu wirken. Sie erlebte mit ihm die furchtbaren Zeiten der türkischen Verfolgungen; während des Weltkrieges die Abschlachtung der armenischen Männer und die grauenhaften Deportationen der Frauen und Kinder. Obwohl durch diese heftigen Gemütsbewegungen in ihrer Gesundheit schwer erschüttert, litt es sie nicht in der erzwungenen Ruhe und Erholung. Nach Friedensschluß zog sie neuerdings hinaus, um im armenischen Flüchtlingslager von Aleppo den Resten des versprengten Volkes beizustehen. Sie versuchte mit Erfolg am Rande der Syrischen Wüste die Neuansiedlung der Volksreste in Bauernkolonien, sie verschaffte den Frauen durch Wiedererweckung der schönen armenischen Stickkunst Arbeit, und vor allem: sie suchte die vielfach geraubten und in Sklaverei verkauften armenischen Frauen, Mädchen und Kinder aufzuspüren und in Aleppo zu sammeln — das Volk als Volk sollte nicht untergehen!

Nun ist sie abberufen von ihrem großen Werk. Im Alter von 59 Jahren raffte sie die Malaria hinweg.

Zu ihrem Gedächtnis und zur Verlebendigung ihres Werkes geben wir hier aus dem schönen Lebensbild, das uns Ingeborg Maria Sick* von ihr gegeben hat, nachfolgende Blätter wieder:

* Ingeborg Maria Sick: Karen Jeppe. Im Kampf um ein Volk in Not. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Wo die langen Deportationszüge auf sonnverbrannten Wüstenwegen dahin zogen, da kreisten dunkle Punkte oben in der Luft. Raubvögel waren es, die dem Zuge auf weitausgebreiteten Schwingen folgten. Sie witterten Beute und spähten nicht vergeblich nach ihr aus. Bald sank die eine, bald die andere dieser vom Tode gezeichneten Gestalten zu Boden und blieb am Wegrand liegen. Oder ein Kolbenschlag über den Kopf, ein Messer in die Rippen gaben den Ausschlag. Beute für die Raubvögel gab es genug, dichter als Kilometersteine zeigten sie den Weg des Zuges an.

Aber in dessen Kielwasser gab es noch schlimmere Raubvögel — Kurden, Araber, Türken —, die auf lebendige Beute Jagd machten. Die Gendarmen, die die Züge beaufsichtigten, vergriffen sich gewöhnlich an den Frauen, sie zwangen sie bisweilen, scharenweise nackt zu gehen. Aber andere hatten auch Lust zu solchem Fang; sie entführten die Frauen mit Gewalt oder handelten sie um Geld ein. Wenn die Züge in den Dörfern Rast hielten, strömte die Bevölkerung um sie zusammen, und die Männer wählten sich dann die schönsten aus, die am wenigsten mitgenommenen jungen Mädchen. Der Preis gestaltete sich nach dem Wert der Ware. Ein türkisches Pfund — etwa 25 Franken oder etwas mehr — wurde für ein schönes Mädchen gegeben. Ein oder zwei Schafe oder ein Beutel Tabak genügte oft auch. Bisweilen ging der Preis so weit herunter, daß ein Bediensteter in Deir el Sor drei armenische Frauen für einen Franken erwarb. Und wenn gar die Nacht sich über die Wüste herabsenkte, dann konnten berittene Räuber ihre Beute mit List oder Gewalt an sich reißen. Frauenraub der barbarischen Zeiten war es, der hier wieder aufgenommen wurde. In der großen armenischen Jammerchronik ist dieses eines der düstersten Blätter.

Dieser Schmach suchten die Frauen sich dadurch zu entziehen, daß sie sich scharenweise in die Flüsse stürzten. Die Wasser des Euphrat haben Leichnam um Leichnam mit fortgetragen. Es war indes nicht immer ein Fluß da, auch gelang es nicht allen, ins Wasser zu springen. Tausende wurden fortgeschleppt in Zelte und in Harems — als Sklavinnen, als Kebsweiber. Auch Kinder — Mädchen und Knaben — wurden gekauft und geraubt und zu Sklavendiensten verwendet.

Nach dem Waffenstillstand, besonders unter der britischen Besatzung dieser Deportationsgegenden, wurde ein Teil dieser Opfer befreit, aber die größere Zahl verblieb in Sklaverei, Gefangenschaft und Erniedrigung.

Hätten sie nicht entfliehen können? Ja, wohin denn? Ihre Heimstätten lagen verwüstet da, ihre Verwandten waren tot oder weit auseinander getrieben. „Es gibt überhaupt keine Armenier mehr", versicherten sie die Räuber immer; „und wenn es noch welche gäbe, würden sie euch umbringen, weil ihr mohammedanische Frauen geworden seid". Fluchtversuche wurden auch so grausam bestraft, daß sie sehr bald aufhörten. Ein Teil der Frauen verloren, vom Haremleben abgestumpft, allen Mut, andere fanden sich in die Verhältnisse. Und merkwürdigerweise schlossen sich die Mohammedaner fest an sie an, und ein wirkliches Gefühl führte eine gewisse Entwaffnung herbei, ja erweckte auch bisweilen Gegenliebe. Die armenische Frau ist geistig viel entwickelter, ist fleißiger, sparsamer und tüchtiger als die türkische, die überdies durch die Polygamie herunter gekommen ist. Selbst in dem erzwungenen Ehestand verleugneten sich diese Eigenschaften nur selten. „Wir wußten gar nicht, daß es solche Frauen gibt," sagten die Männer.

Aber für die meisten der armenischen Frauen war doch dieses Leben, das sie führen mußten, entsetzlich. Mehrere von ihnen hatten kleine Mädchen bei sich, und der Gedanke, daß diese nun zu dem selben Schicksal heranwachsen müßten, war ihnen unerträglich.

Aber wie sollte man ihnen helfen?

Der Aermsten, die an den Wegen hungerten, in Schuppen und Baracken zusammenkrochen, konnte man sich annehmen, wenn man die Mittel dazu hatte. Aber hier war es, selbst wenn man die Mittel dazu hatte, nicht möglich, eine helfende Hand zu erreichen. Man stand außerhalb — war machtlos!

„Inzwischen", schreibt Karen Jeppe, „war der Völkerbund gegründet worden und hatte beschlossen, sich dieser Sache anzunehmen, die unter den „weißen Sklavenhandel" gerechnet werden konnte. Eine vorläufig aus Dr. Kennedy und Miß Cushman bestehende Kommission wurde eingesetzt, um die Möglichkeit zu untersuchen, die bei den Mohammedanern zurückgehaltenen armenischen Frauen und Kinder frei zu bekommen, und ich wurde gefragt, ob ich als drittes Mitglied in die Kommission eintreten wolle.

Das war eine schwierige Frage, eine Sache, mit der mich zu befassen ich sehr bedenklich war. Teils ist die Befreiung äußerst schwierig, teils

Die Männer sagen, daß unter Bildhauern und Malern, unter Architekten und Musikern nie ein weibliches Genie gewesen sei. Sollte die Antwort nicht lauten, daß die schöpferische Kraft der Frau sich nicht in Marmor, in der Farbe oder in Tönen auswirkt, wohl aber in den Leistungen sozialer Art, beim Ausbau und der Organisation der menschlichen Gesellschaft.

Aus der Ansprache von Mrs. Corbett Ashby beim Istambuler Frauenkongreß.

Nachdruck verboten.

Ariel.

Von Dorette Hanhart.

„Quand une jeune femme sent le vide de son coeur et de ses mains ..."
M. Barrès.

Heute morgen ist Ariel etwas Seltsames widerfahren. Beim Aufwachen fiel ihr erster Blick auf Georg. Er lag noch schlafend; sein schönes, männliches Gesicht erschien ihr wie aus Stein gehauen. Das Leben war daraus entschwunden und sie dachte mit Trauer daran, was ein noch tieferer Schlaf vernichten könnte. Alles wäre fertig, auch für sie. Das Leben bekäme einen unheilbaren Riß. Sie würde vielleicht noch dieses oder jenes tun, der Kinder wegen, aber alles wie eine Maschine, ohne jede Freude. In diesem Augenblick öffnete Georg die Augen. Sein erster Blick fiel auf die Uhr.

„Donnerwetter! Sieben Uhr vorbei! Ariel, du hättest mich doch wecken sollen. Nun habe ich wieder diese blödsinnige Springerei." Er sah aus wie ein großer, mißvergnügter Knabe mit seinem ungekämmten Schopf, als er in dem grünen Schlafanzug hinter der Türe des Badezimmers verschwand. Ariel kam sich bei all dem ein wenig lächerlich vor. Ihre großen Vorstellungen von Verbundenheit über den Tod hinaus wurden von einem verärgerten Gesicht unsanft angestoßen. Es wäre wahrhaftig klüger gewesen, den Schläfer zu wecken. Sie beeilte sich fertig zu werden, um ins Kinderzimmer zu kommen.

Dort stand Simonie und weinte, weil Nick ihr Bilderbuch zerrissen hatte. Der sechsjährige Junge schien von dem Schmerz der Schwester keineswegs erschüttert. Er sagte strafend:

„Ja siehst du, Ariel (er nannte seine Mutter nie anders), sie hätte es eben wegräumen müssen. Dann wäre es noch heil." Aber Simonie zeigte sich mit dieser Erklärung durchaus nicht einverstanden und Ariel bekam alle Hände voll zu tun, um die hitzigen Streithähne zu trennen. Endlich waren sie beide zur Schule gerüstet. Im Eßzimmer trank Georg stehend seinen Kaffee. In einer Hand hielt er die Tasse, in der andern das Morgenblatt. Die Kinder sahen, daß es heute nicht viel zu plänkeln gab. Natürlich war er wieder einmal zu spät aufgestanden. Die großen Leute waren insgesamt Schlafmützen, konnten nie genug bekommen. Nick möchte am liebsten jeden Tag um sechs Uhr schon aus den Federn kriechen. Aber das darf er nicht, zu dumm.

„Du Georg", sagte Simonie, „ich werde dich heute ein Stück begleiten. Mucki ist nämlich seit gestern meine Feindin."

„So, und nun soll ich Lückenbüßer machen. Nette Rolle, das muß ich sagen. Zeit zum Warten habe ich aber nicht."

„Immer ist der Kaffee so heiß", tröstete Simonie.

„Ja, es ist eine Unsitte, stets alles kochend auf den Tisch zu bringen", bestätigte Georg.

„Kann ich mein Butterbrot haben?" rief Nick.

Ariel tat dieses und jenes; sie schnitt Semmeln entzwei, warf einen Blick in Nicks Schultornister. An Georges Rock hing ein Knopf lose, o Gott wo steckte nur das Nähzeug? Natürlich hatte es Simonie wieder verschleppt für ihre Puppenangelegenheit. Georg trat von einem Fuß auf den andern. Aber nun befand sich alles zur Stelle und Ariel neigte sich mit roten Backen über die Arbeit. Es war eine mütterliche Ariel und sie hatte nicht im geringsten Zeit für jenes großäugige Wesen, das heute früh mit Tod und Leben gespielt.

Und der Mann? Hatte er etwa Muße an anderes zu denken, als an sein Geschäft, das wartete? Dieser geneigte Kopf vor ihm, hübsch und angenehm anzuschauen, kam augenblicklich nicht für ihn in Betracht. Die Kinder, Gott mit ihnen. Sie machten reichlich viel Lärm. Wo steckten nur die Zündhölzchen?

„Na Nick, spring mal rasch in die Küche."

Und nun war alles in Ordnung. Die Zigarette brannte, der Knopf saß fest, die Kinder standen marschbereit, Ariel lehnte an der Türe und ließ sich küssen. Georg selbst kam sich vor wie ein fester Pol, um den sich alles drehte. Es machte einen ein bißchen stolz und gewichtig, nun ja, gerade so viel, um auf der Straße das Aussehen eines wirklichen Mannes zu haben. Ariel aber schloß vorerst mal all die offen gelassenen Türen, trank eilig und mit einem schon fernen Seufzer ihren Tee. Dann ging sie hinauf in das Zimmer, wo ihre Bücher und ihr kleiner Flügel standen und erst da, plötzlich allein gelassen, stieg sie wie aus einer Versenkung empor zum Tageslicht.

Es ist eine listige Ariel, eine, die sich vorhin beinahe fangen ließ: ja haarsträubend ging sie an der Gefahr vorbei, die sie für Tage vielleicht untauglich gemacht zu ihrem eigenen Leben. Was bewahrte sie davor weiter zu denken an Knöpfe, Wäsche, Brummigkeit und Kinderzwist? Nun, wer könnte das sagen. Ariel am wenigsten. Sie dachte auch nicht darüber nach, wie sie den Fuß setzte auf der Straße. Sie ging einfach und zwar ging sie untadelig schön. Und so lebte sie auch nach ihr unbekannten Gesetzen; einmal hoch oben auf einem sehr schmalen Wege gehend, über alle Fährnisse hinwegtanzend; ja, und ein anderes Mal, da sah sie nur armselige Steine am Straßenrand, so tief steckte sie in Not und Bedrängnis. Als sie vorhin so herumschoß um ihr Nähzeug zu suchen und dann später, als sie in jener Stellung, die ihre Arbeit heischte, vor Georg beinahe kniete, als so viel Forderungen auf einmal auf sie einstürzten, da hatte sie ihre Familie plötzlich wie eine fremde Uebermacht empfunden. Der Hang zu dienen, sich aufzuopfern, wurde von einer sonderbaren Empfindung angestoßen, wie ein Schiff unerwartet einen andern Kurs nimmt, so bog auch sie in ihrem Innern unvermutet ab zu anderen Gestaden. Sie würde nun natürlich all die Dinge tun, die zu ihrem Leben gehörten. Im nächsten Augenblick mußte sie sich aufmachen, um die Schlafzimmer in Ordnung zu bringen, Staub zu wischen, einiges nachzurücken. Das war alles gut und schön; sie verschwendete daran keine auflüpfischen Gedanken. Sie liebte ihr Haus, die Tagesordnung, die sie täglich geschaffen. Die Gegenstände, mit denen sie täglich zu tun hatte, nahmen nicht mehr von ihr als sie wollte. Sie herrschte darüber wie eine weise Regentin. Was sich aber als weniger bequem erwies, nun, das waren die Mitbewohner dieses Hauses. Es konnte herrlich zugehen in diesem Staat und unversehens so, daß es einem die Mitsprache verleidete. Ja sie wußte es genau, ihre Alleinherrschaft bezog sich nur auf das mechanische Getriebe, im übrigen herrschten viele Köpfe. Laut und heftig vor allem Georg, willkürlich und nicht weniger lärmend Simonie und Nick, mit weniger Nachdruck und mehr Gefühl als sie selbst. Sie sah meist den kürzern. Das verstand sich ohnehin. Nachdruck allein ist gut, Nachdruck mit Gefühl schwächt ab, wenig Nachdruck und viel Gefühl ist von vorneherein aussichtslos, Gefühl allein, nun das hole der Teufel. Es taugt nichts.

Hin und wieder war es ja ganz lustig. Sie kam sich

ließ der Völkerbund die Arbeit auf halbem Wege liegen, weil er meinte, er könne keine Verpflichtung übernehmen, nachher für die Befreiten zu sorgen. Dies letzte war für mich das Schwierigste bei der Sache: denn wenn sie nur befreit und dann ihrem eigenen Schicksal überlassen würden, war es meiner Ansicht nach besser, sie da zulassen, wo sie waren.

Und doch hatte ich stärkere Gründe, um die Aufforderung nicht auszuschlagen. Ich trat also in die Kommission ein mit dem Gedanken, auf privatem Wege Mittel herbeizuschaffen, um den Befreiten eine Zukunft bieten zu können. Mein Komitee, „die dänischen Armenierfreunde", rieten mir auch zur Annahme: so trugen also mehrere die Verantwortung. Und mit der Zeit entwickelte sich das Bewußtsein, hier eine größere Aufgabe vor mir zu haben, so stark in mir, daß ich also eine Stütze und Zuflucht hatte, die hoch über menschlicher Kraft stand.

Die erste Absicht des Komitees war gewesen, die Tätigkeit in dem von der Entente besetzten Umkreis von Konstantinopel aufzunehmen: aber als ich dazu kam, wurde bestimmt, daß ich in Aleppo bleiben und da in dem großen Deportationsdistrikt arbeiten solle, wo die Reste der Frauen und Kinder gesucht werden mußten, die wie Vieh verkauft oder von den Karawanen geraubt worden waren. Für die, die unter den Türken in den Städten wohnten, hatte ich nicht viel Hoffnung, weil sowohl die Mädchen als auch die Knaben in der Regel die Opfer so grenzenloser Unsittlichkeit werden, daß sie geistig und körperlich verderbt sein mußten. Selbstverständlich wollte ich es auch bei ihnen versuchen, aber die Aussichten auf Erfolg waren in den kurdischen und arabischen Dörfern besser, weil das Leben dort relativ reiner und auch gesünder ist.

Indem ich unverdrossen Erkundigungen einzog, wurde mir klar, daß in dem Bezirk, dessen Mittelpunkt Aleppo war, sich ungefähr 30,000 Frauen und Kinder in mohammedanischen Heimstätten befinden mußten, die teils mit Gewalt, teils durch Ueberredung, in den meisten Fällen aber als widerwillige Sklaven zurückgehalten wurden."

Karen Jeppe stand also hier vor einer riesenhaften Aufgabe, deren Lösung mit unzähligen Schwierigkeiten verbunden war. Die Gefangenen mit Gewalt den Händen der Mohammedaner zu entreißen, was die britischen Truppen gekonnt hätten, war natürlich ausgeschlossen, es mußte mit Vorsicht, ja Heimlichkeit vorgegangen werden. Auch schon mit Rücksicht auf die französische Mandatarregierung, für die neue Konflikte mit den Arabern durchaus nicht wünschenswert gewesen wären, mußte alles, was armenische Fragen „wiederaufleben" lassen konnte, durchaus vermieden werden. Aber Karen Jeppe war es gewohnt, hoffnungslosen Lagen zu trotzen. Auch war sie eines Verbündeten, den sie bekommen würde, ganz sicher.

Sie schreibt: „Wer von uns hat nicht mit größter Verwunderung dem unbesiegten Selbsterhaltungstrieb der Armenier gegenüber gestanden, sowohl als Einzelwesen wie als Volk? Ich konnte davon ausgehen, daß die ungeheure Kraft, die die Armenier als Pioniere für unsere Rasse, für unsere Kultur, unsere Religion im Kampfe gegen Asien entfaltet haben und die unter den unglaublichsten Heimsuchungen der letzten Jahre ihre blutige Probe bestanden hatte, nun auch diese armen verlassenen Frauen und Kinder davor bewahren werde, den Mohammedanern ganz anheim zu fallen, und daß dieselbe Kraft in ihnen den Willen aufrecht erhalten werde, eine ausgestreckte Hand sogleich zu ergreifen und sich ins eigene Volk zurückzuretten."

*

Sie waren beide noch Kinder, als sie zusammen in einem Deportationszug aus der Heimat fortgetrieben wurden. Ihre Angehörigen waren alle umgebracht. Und so wanderten die zwei kleinen einsamen, eingeschüchterten Mädchen Hand in Hand die glühend heißen Tage hindurch dahin, bis die Nacht hereinbrach; dann legten sie sich nebeneinander nieder zum Schlaf. Kaine war die kleinere, Mahruhi etwas größer. Wenn Kaine unterwegs weinte, suchte Mahruhi sie zu trösten, und sie redete ihr auch beruhigend zu, wenn sie nachts im Schlafe aufschrie.

Dann wurden beide von Arabern geraubt, auseinandergerissen und fortgeführt.

Jahre vergingen. Mahruhi wurde an einen alten Pascha verkauft, und als sie in sein Zelt kam, siehe, da traf sie Kaine, die der Pascha soeben von einem andern Araber gekauft hatte. Weinend vor Freude fielen sie sich um den Hals. Aber das Leben bei dem häßlichen alten Mann fiel ihnen schwer. Er war schon über 80 Jahre alt, hatte fünf Frauen, vier arabische und eine türkische und kaufte trotzdem noch beständig armenische Mädchen dazu.

Die arme kleine Kaine war erst 11 Jahre alt, als sie ihm in die Hände fiel. Sie hatte eine Todesangst vor ihm und ebenso sehr fürchtete sie sich vor der türkischen Frau, die ihr nachstellte und sie sogar einmal zu vergiften suchte.

Die beiden Mädchen wurden auch tätowiert, und darüber waren sie ganz verzweifelt. Ach, wenn sie doch diesem jammervollen Leben entrinnen könnten! Aber das gelang ihnen wohl niemals. Es schlug über ihnen zusammen.

Eines Tages — nachdem eine geraume Zeit vergangen war — wurde Mahruhi befohlen, auf der Steppe draußen Disteln zu Brennmaterial zu sammeln. Da trat plötzlich ein Mann zu ihr und schlug ihr vor, zu entfliehen. Er wolle sie nach Aleppo bringen.

Sie ließ das ganze Bündel Disteln fallen und war sofort bereit. Alles andere vergessend, folgte sie ihm ohne Zögern.

Aber als sie nach Aleppo kam und sah, wie gut man es in dem Heim dort hatte, weinte sie oft bitterlich — Kaine, liebe kleine Kaine — ach, wie hatte sie die Kleine nur verlassen können! Jetzt wurde diese sicher umgebracht aus Rache dafür, weil sie selbst entflohen war.

Sie bat und beschwor den Agenten, Kaine zu holen. Sonst könne sie, Mahruhi, auch nicht dableiben.

Der Agent hielt sich dann längere Zeit mit seinem Automobil in der Nähe des Beduinenzeltes auf, und eines Tages glückte es ihm wirklich, das Mädchen zu finden und sie nach Aleppo zu bringen.

Jetzt waren die beiden wieder beisammen. Zum erstenmal froh, zum erstenmal in Sicherheit vereint. Innerhalb guter schützender Mauern, wo sie keine Angst mehr zu haben brauchten. Wie ein Wunder war es, daß all das Furchtbare von ihnen genommen sein sollte. Hand in Hand gingen sie wieder umher, als zwei kleine Mädchen — aber Kaine mußte nicht mehr getröstet werden, denn sie weinte nicht mehr. Und nachts schlief sie fest und ruhig.

Amerika schafft ein nationales Jugendamt.

Nach einer Meldung der „United Preß" ist auf Anordnung des Präsidenten Roosevelt soeben ein großzügiges nationales Jugendamt geschaffen worden, das 500,000 jungen Menschen den Weg zum Eintritt ins praktische Leben vorbereiten und erleichtern soll. Dem neuen Amt stehen im nächsten Jahr insgesamt 50,000,000 Dollar zur Verfügung, die für folgende Zwecke Verwendung finden sollen:

1. Arbeitslosen Jugendlichen sollen Arbeitsplätze in der Industrie und im Handel erschlossen werden.
2. Zur Sicherung eines besseren Fortkommens sollen die Schulungseinrichtungen für industrielle, technische und andere Arbeitsmöglichkeiten verbessert werden.
3. Bedürftigen Studenten soll es ermöglicht werden, ihre Studien an Universitäten und anderen Anstalten fortsetzen zu können.
4. Es sollen Arbeitsbeschaffungspläne speziell zur Beschäftigung von jungen Leuten durchgeführt werden.

Zur Anschaffung an seine Anordnung erklärte der Präsident: „Es war mein Entschluß, etwas für die arbeitslose Jugend zu unternehmen, denn wir dürfen die Fertigkeiten und die Energie dieser jungen Männer und Frauen nicht verkommen lassen. Diese Jugendlichen müssen in der Schule ihre Chance haben, sie müssen die Gelegenheit erhalten, etwas zu lernen und dann auch die Möglichkeit, eine Stellung zu erlangen, kurz, sie müssen eine Arbeitsmöglichkeit haben, um sich zu ernähren."

Die Zahl der Jugendlichen, die von der Arbeit des neuen Amts erfaßt werden, schätzt man auf über 500,000. 150,000 Jugendliche sollen für bestimmte Arbeiten geschult werden, 220,000 Studenten und Schüler höherer Anstalten sollen unterstützt werden, für 150,000 soll Arbeit beschafft werden, und 3000 bereits promovierte Studenten sollen in ihrer wissenschaftlichen Weiterarbeit durch finanzielle Zuwendungen gefördert werden. Nach der Anordnung des Präsidenten erfaßt das Jugendamt Personen im Alter von 16 bis 25 Jahren. Davon werden vom Jugendamt diejenigen betreut, die nicht einen regelmäßigen Besuch der höheren Schulen durchmachen können, oder die keine regelmäßigen Verdienstmöglichkeiten haben. Alle Industrien und auch die Landwirtschaft sollen ersucht werden, Lehrlinge unter Bedingungen einzustellen, die von besonderen Komitees ausgearbeitet werden. Auch Stadtverwaltungen und Staatsregierungen sollen zur Beschäftigung Jugendlicher aufgefordert werden.

Der Kampf gegen die Rauschgifte in China.

Der Wiedererwecker des nationalen China, Tschiang Kai-schek, sucht sein Land nicht nur militärisch und politisch zu reorganisieren, er sucht es auch von seinen schlimmsten moralischen und gesundheitlichen Uebeln zu befreien. Mit einer rücksichtslosen Energie geht er daran, einer der schlimmsten derselben, das Opiumlaster, in wenig Jahren auszurotten. Im letzten Jahre sind bereits, wie dazu kürzlich die „N. Z. Z." berichtet, etwa 300 Personen erschossen worden, entweder weil sie des Schleichhandels mit Rauschgiften überführt wurden oder weil sie nach einer Entwöhnungskur rückfällig geworden waren. Für die nächsten Jahre sind nun erhebliche Verschärfungen der bisherigen Strafen angekündigt worden. Vom Jahre 1937 an wird jeder Opiumraucher entweder zum Tode oder zu lebenslänglicher Haft verurteilt werden. Kürzlich wurde in Hunan ein General erschossen, der Opium schmuggelte, in Peking erlitten zwei Polizeibeamte das gleiche Schicksal. Auch der sogenannte „Opiumkönig von Nordchina", Hsueh Yi-tse, der ein Millionenvermögen durch Rauschgifthandel zusammengebracht und sich bisher durch Beamtenbestechung jeder Verfolgung entzogen hatte, ist im April in Peking hingerichtet worden.

Jeder Opiumraucher hat nach einem kürzlich erlassenen Edikt die Pflicht, sich vor Ablauf dieses Jahres bei den Behörden freiwillig anzumelden; wer dies unterläßt, wird gewaltsam einer Heilanstalt zugeführt. Für die sich freiwillig Meldenden besteht eine gewisse Prämie darin, daß sie, wenn sie nach der Entlassung aus der Heilkur rückfällig werden, mit einer fünfjährigen Gefängnisstrafe davonkommen, während die anderen im gleichen Falle erschossen werden. Diese Vergünstigung gilt aber nur noch bis Ende 1936.

Für die Behandlung der Opiumsüchtigen sind in ganz China etwa 600 Heilanstalten eingerichtet worden. Eine der besten davon, über die ein Korrespondent des „Manchester Guardian" berichtet, besteht in Peking; sie kann 350 Patienten gleichzeitig beherbergen. Bisher hat sie 5550 Opiumraucher behandelt, wovon 773 Frauen. Sieben Aerzte und acht geprüfte Oberschwestern leiten den medizinischen Betrieb. Die Dauer der Kur beträgt einen Monat, die Kosten belaufen sich für den Patienten auf etwa 7 mex. Dollar. Die Behandlung besteht in etwa drei Viertel aller Fälle in einer progressiven Entwöhnungskur. Von den übrigen Patienten wurden die meisten mit einer neuen Methode behandelt, dem „Autoserum", während mit einer kleinen Gruppe von etwa 20 Mann Experimente mit Lecithin gemacht wurden. Die Autoserummethode besteht darin, daß durch ein Reizpflaster auf dem Arm des Patienten eine Blasenbildung hervorgerufen und sodann die in den Blasen sich sammelnde Flüssigkeit dem Patienten ins Blut eingespritzt wird. In den meisten Fällen verschwindet die Sucht nach Rauschgiften schon bei der ersten Einspritzung; mehr als zwei Einspritzungen werden beim gleichen Patienten nicht vorgenommen. Nach dem Berichte des englischen Korrespondenten führen diese Einspritzungen eine Erhöhung des Lecithingehaltes des Blutes herbei, der bei Opiumsüchtigen erheblich unter dem Normalmaß zurückbleibt. Die Herstellung von Lecithin, das den Patienten bisher mit der Nahrung verabfolgt wurde, gestaltete sich in China selber zu kostspielig; man will nun aus Deutschland größere Mengen dieses Stoffes beziehen und dann die Experimente, vermutlich auch mit Lecithineinspritzungen, in größerem Maßstabe durchführen.

Man spricht fast immer nur vom Kampf gegen das Opium. Tatsächlich nehmen aber auch andere Rauschgift, und zwar in immer steigendem Umfang die Aufmerksamkeit der chinesischen Polizei in Anspruch. In Peking selber ist der Verbrauch von Opium so teuer geworden, daß er sich auf die obern Gesellschaftskreise beschränkt. In den untern Schichten spielt Morphium und vor allem das ohne jeden Apparat leicht einzunehmende Heroin eine ebenso verhängnisvolle Rolle, vielleicht sogar noch eine gefährlichere, weil die Gewöhnung an dieses Gift am schnellsten erworben wird. Die chemischen Rauschgifte stammen zum größten Teil aus Deutschland, zum kleineren aus Japan. In Peking gibt es einige japanische Apotheken, die bis vor kurzem Heroin und andere Rauschgifte offen verkauften. Viel schlimmer sind aber die koreanischen Schleichhändler, deren Zahl die chinesische Polizei in Peking allein auf über 2000 schätzt; sie stehen als japanische Staatsangehörige unter dem Schutz der Exterritorialität und ihr Treiben ist sehr schwer zu bekämpfen, weil die japanische Polizei, der sie bei jeder Verhaftung sofort übergeben werden müssen, in den meisten Fällen die Koreaner einfach wieder laufen läßt.

Zur Bekämpfung der Prostitution.

Ein Bild der Barmherzigkeit aus der Dermatologischen Klinik in Zürich.*

Unsere Abteilung der Dermatologischen Klinik ist ausschließlich die der Gonorrhöekranken (im Volksmund Tripper genannt); sie ist aus Platzmangel in einem ehemaligen, heimeligen Privathaus untergebracht. Unsere Kranken sind in der Mehrzahl Mädchen. Das Alter variert in der Regel zwischen 15 und 30 Jahren. Durch die gebänlichen Verhältnisse veranlaßt, ergibt es sich von selbst, daß unser Betrieb ganz und gar als Heim geführt wird. Weder unsere Haustüren noch unsere Gartentüren sind verschlossen, trotzdem fast alle unsere Kranken von der Sittenpolizei zu uns gebracht werden, also unfreiwillig interniert sind. Trotzdem trägt das Leben in unserm Hause den Stempel eines Familienlebens und mit Vorliebe werden unsere 25 Patientinnen von uns Schwestern „unsere Kinder" genannt. Bis zu ihrer Heilung, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo sie gonococcenfrei entlassen werden können, dauert es mindestens drei Monate; bei hartnäckigen Fällen aber bis zu sechs, sieben oder acht Monaten und noch mehr. Gerade darum ist es uns möglich, unsere Kinder beobachten und kennen lernen zu können; aber umgekehrt, auch sie uns. Das bedeutet für uns Schwestern eine große Verantwortung, deren wir uns auch bewußt sind. — Es ist unsere feste Gewißheit, daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt, sondern daß wir alle, ohne Ausnahme vor ihm Sünder sind und darum die Seelen aller Menschen vor Gott gleichwertig sind. Das gibt uns Grund, in unsern Kranken nicht etwa minderwertige Menschen zu sehen, sondern solche, die sich vom Weg zum ewigen Vaterhause verirrt haben. Wir möchten ihnen darum nicht nur helfen, daß sie von der schrecklichen Krankheit genesen, nein, ebenso wichtig erscheint uns das Dienen und Helfen am inwendigen Menschen, wo das Verlangen dazu da ist.

Unsere Geschlechtskranken sind nicht durchwegs Prostituierte, aber die meisten haben sich schon zeitweise der Prostitution hingegeben, sei es zufolge Arbeitslosigkeit, oder oft auch durch Verführung. Es gibt z. B. in Zürich Hausfrauen, bei denen die Verantwortung den Dienstmädchen gegenüber sehr gering ist, sonst käme es nicht so oft vor, daß sie ganz jungen Mädchen, Minderjährigen, skrupellos die Hausschlüssel abends aushändigen, egal, wo sie sich nächteweise herumtreiben.

Wenn unsere jungen Mädchen zu uns gebracht werden, ist es eine große Seltenheit, daß eines über ein paar Rappen verfügt. Werden solche Menschen stellenlos und stehen ohne jegliche Mittel da, so ist die Gefahr groß, daß sie wiederum auf die Straße gehen. Leider gibt es kein Heim, das unentgeltlich solche Mädchen aufnimmt, die nichts besitzen und die, bis sie wieder eine Stelle haben, ohne Obdach und ohne Schutz sind, weit sie das Geld, — oft ihre sehr kleinen Löhne — weder sparen noch einteilen können.

Im engen Zusammenleben in unserm Hause kommen die Unterlassungssünden der Erziehung zum Vorschein. Namentlich die gewaltsam Internierten legen oft einen ungeheuren Widerstand, aktiven oder passiven, an den Tag. Da es in unserm Hause keine Hausangestellten für die Reinigungsarbeiten gibt, verpflichten wir unsere jungen Patientinnen hiezu. Diese Arbeiten, sowie das Nähen, Flicken und Bügeln, sowohl ihrer eigenen, wie der Hauswäsche sind ihnen ein ge-

* Aus einem an der Studientagung über die Prostitution und ihre Bekämpfung gehaltenen Vortrag von Schwester Emma Freund, veröffentlicht in den „Nachrichten aus der schweiz. Pflegerinnenschule und ihrem Schwesternkreis".

---

vor, als ob alle ein bißchen Ball mit ihr spielten. Man faßte sie ganz weich und behutsam an, jedes sah dem andern haarscharf auf die Finger, und wehe dem, der sich eines Fehlers schuldig machte. Da hieß es sehr oft: „Liebste Ariel" und „Süße Ariel" und „Einzige Ariel" ..... erst hintennach kam das Anliegen, die Bitte, der Anspruch. Und sie setzte alles daran, um diese drei Menschen zufriedenzustellen. Auch die Müdigkeit konnte vollständig gut sein. Gerade dann, wenn man wieder besonders stark an seinem Erbe zehrte, dieser kränklichen Hinterlassenschaft, bei der das Wort „dienen" wie ein Stigma allem eingekerbt war. Man ging wie unter einer Wolke, hatte das Gefühl von grauer, weicher Last und aufgezogenem Räderwerk, man bewegte sich mit dem Lächeln einer kleinen Heiligen, bis dieses plötzlich eines Tages zerriß, bis der geneigte Kopf aufschnellte und die Wolkenschicht durchstieß, bis man mit den Füßen aufstampfte und sich zu jener Ariel entwippte, der man mit einiger Scheu begegnete, die einem außerordentlich gefiel und vor der man auf der Hut sein mußte. Denn was konnte ihr nicht alles einfallen! Sie benahm sich auf einmal so, als wäre sie nicht die Vorsteherin dieses bürgerlichen Hauses, die Frau des Mannes mit dem gutgemeißelten Kopf, die Mutter von zwei eigenwilligen Kindern, eine verheiratete Frau, die nun einmal in ihrem Gehege zu bleiben hatte. Nein, sie tat wahrhaftig, als brauchte sie niemand Rechenschaft zu geben als sich selbst. Sie besann sich plötzlich auf etwas Unmeßbares in sich, auf etwas, das sich nicht einfangen ließ. Sie sah sich auf einem Pferd davonreiten, weiß der Himmel wohin. Mußte man dies denn überhaupt wissen?

Klara, die Magd, brachte die Postsachen und erkundigte sich nach dem Speisezettel. Ariel legte die Hand auf die Schriftstücke: sie wollte zuerst das Hauswirtschaftliche erledigen. Das andere war das Unbekannte, die Ueberraschung. Nein, sie konnte es wirklich nicht lassen, hinter jedem Brief ein Wunder zu erwarten.

— Eine Mehlspeise auf jeden Fall. Und Obst natürlich.

Ob der Herr nicht zum Speisen komme?

Nein, eben deshalb die Vereinfachung.

Dann will das Mädchen wissen, ob Simonies Schuhe das Flicken noch lohnen und auf wann die Waschfrau bestellt werden müsse. Und nun, nach einigem Hin und Her, ist Ariel allein. Sie nimmt das Häufchen Post vor. Alles ist des Ansehens wert. Den Katalog mit den neuen Frühjahrshüten legt sie zur Seite für nachher. Sie betrachtet die Karte aus Genua von ihrer Schwester und dem Schwager. Gleich sieht Ariel das herrliche Meer und den aufregenden Hafen. Sie beneidet die beiden um diese Frühjahrsreise. Im Frühling einen Zug besteigen, Besseres gibt es nicht; im Sommer war es freilich auch schön, schwerer, bedeutsamer möglicherweise, und im Herbst, daran konnte man überhaupt nicht denken ohne Herzklopfen. Ariel findet in ihrer Vorstellung alles zauberhaft herrlich. In Wirklichkeit mag sie Eisenbahnfahrten nicht besonders. Sie bekommt leicht Kopfschmerzen und es stört sie vielerlei. Fremde Betten findet sie scheußlich und das lange Gehen ermüdet sie. Aber trotzdem verfällt ihre Vorstellung dem Unbekannten restlos.

Und nun hebt sie den Brief auf mit der fremdländischen Marke. Es ist eine elfenbeinfarbene Briefhülle von starkem Papier. Ariel kennt sie unter vielen heraus. Die Anschrift ist immer auf die gleiche Weise angeordnet: fein, leicht, schwingend, wo es sich um ihren Namen handelt; verbissen deutlich und beinahe ingrimmig beim Städtenamen. Man konnte vieles daraus lesen. Vor allem Zorn und Trauer, daß es einen so weit entfernt liegenden Ort gab, natürlich im Zusammenhang mit der Frau gedacht, der alle diese Briefe galten. Pitt hat ihn geschrieben. Seit zwei Monaten schreibt er jede Woche auf elfenbeinfarbiges Papier Ariels Namen. Wie kann er dazu, es zum erstenmal zu tun? Denn alle andern Male geschieht es ja von selbst, nicht wahr?

Im vergangenen Winter war Ariel mit Georg für einige kurze, gestohlene Tage mit den Skiern ausgerückt. Sie fuhren an einen abgelegenen Ort, mit wenig Gepäck und mit der spitzbubenhaften Genugtuung zweier Kinder, die die Schule schwänzen. Georg zeigte sich riesig nett. Er bediente sich seiner Gabe, das neue Leben sofort auszukosten. Frei von Geschäftssorgen kam ein heiterer, gut gelaunter Junge zum Vorschein. Schon nach dem ersten Sonnentag färbte sich sein Gesicht zu einem gleichmäßigen Braun; seine große, breite Gestalt fügte sich erfreulich übereinstimmend in die gewaltige Berggegend. Er war ein guter Läufer, sprach gerne von seinen Leistungen, ohne Prahlerei, aber auch nicht mit ängstlicher Zurückhaltung. Alle mochten ihn wohl leiden und Ariel erlebte ihn wieder wie damals, als sie ihn kennen lernte, in allem so verschieden von ihr und deshalb in so wünschenswerten Erstaunen. Was sie vor allem liebte, war seine Heiterkeit. Sie erlabte sich daran wie an einer verborgenen Goldader und wenn sie dazu selbst nicht imstande war, (wenn wir sehr bedürftig sind, vermögen wir uns nicht zu rühren) dann kam Georg zu ihr wie ein gutgekleideter, gutriechender, neuzeitlicher Gottvater und setzte sie zum Teilhaber über sein Besitztum. Er entwickelte dann auch überraschend viel Geduld, was bei diesem Mann etwas heißen wollte, nahm sich des aufgelösten Zustandes seiner Ariel an und in diesen Augenblicken spürte sie ihre starke Abhängigkeit, eine Bindung, die ein langes Leben nicht allzu sehr zu lockern vermochte.

Eines Tages, kurz nach ihrer Ankunft, kam Pitt ebenfalls in dieses Berghaus. Ariel hatte bei der Vorstellung die schneidend helle Klangfarbe aufhorchend in sich aufgenommen. Pitt war Ausländer. Er gab sich geschlossen, ferne, voll von fremden Gebräuchen, die Ariel verfolgte wie ein Kind, das Märchen liest. Ihre Neugierde wurde hellwach. An einem Abend setzte sich ein Musikant in das Gästezimmer und spielte Tanzweisen. Georg begann sogleich mit Ariel zu tanzen, und beim zweiten Tanz kam Pitt und fragte Georg, ob er gestatte, daß er mit seiner Frau ebenfalls tanze.

Ariel kam es vor, als werde sie von zwei eisernen Klammern gehalten und von einem weißglühenden Willen geführt. Aber diese Klammern hemmten sie keineswegs in ihren Bewegungen. Der Eindruck war nur geträumt. Pitt führte tadellos, weit ausschreitend, wie ein Mensch, der Platz braucht, der bei aller Höflichkeit gewohnt ist, daß man ihn nicht allzu sehr behindert. Sie tanzten an diesem Abend noch einige Male zusammen. Wurde Ariel von Georg aufgefordert, so saß Pitt an seinem Tischchen vor einem Glas Wein und las Zeitungen. Er holte keine von den anwesenden jungen Damen und Mädchen. Ariel freute sich eigentlich darüber.

Als der Musikant wegging, bat Georg den Fremden an sein Tischchen. Ariel lehnte mit dem Rücken am Ofen. An diesem ganzen Abend spürte sie, daß sie diesem Pitt etwas Bestimmtes bedeutete. Er hatte keineswegs das Aussehen von Männern, die sich von Frauen rasch verwirren lassen. Sein Gesicht war vielmehr von einer bescheidenen Härte: gerade das Unauffällige darin nahm aber Ariel dafür ein. Was ihr an einem Mann vor allem gefiel, war Zucht und Selbstbeherrschung. Man

Kinder, nötiger Zeitvertreib und für die Arbeitsscheuen ein gutes erzieherisches Mittel. So ist es ungemein wichtig, daß auf solchen Abteilungen die Schwestern psychologische, pädagogische und hauswirtschaftliche Kenntnisse besitzen, denn es ist unmöglich, bei diesen Kranken das erzieherische Moment außer acht zu lassen. Unsere Mädchen kommen aus den verschiedensten Milieus, und was man intelligent nennen kann, ist selten eines. Fast immer geht alles auf den Schein hinaus. Hätten diese Kinder betende Mütter und Väter gehabt, die sie in der Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist, erzogen hätten, so wäre es unmöglich, daß die Kinder so sind, wie wir sie kennen. Ebenso unmöglich wäre es, daß so vielfach die Männer in der Frau nur noch das Objekt der Befriedigung ihrer Sinneslust sehen. Wie viele sind auf diese Weise Prostituierte geworden? Wer Gelegenheit hat, in Mädchen- und Frauenschicksale hineinzuschauen, der wird oft bis ins Innerste erschüttert ob der Gewissenlosigkeit und Gemeinheit vieler Männer! Von den vielen perversen Sachen, die sie von unsern Mädchen und Frauen verlangen, gar nicht zu reden! Das betrifft alle Schichten und Stände, hinauf und hinab! Es sollten bessere, schärfere Gesetze gemacht werden. Natürlich sollte auch die Erziehung von Kindern gewissenhafter geschehen, dann würde es nicht mehr so leicht vorkommen, daß z. B. ein vierzehnjähriges Kind, aus der achten Klasse kommend, mit einer Gonorrhöe uns hätte gebracht werden müssen. Noch weniger, daß uns ein fünfzehnjähriges Kind nicht nur mit Gonorrhöe, sondern auch mit einer Syphilis hätte gebracht werden müssen, bei dem festgestellt wurde, daß über 50 Partner in Betracht kommen!

Wahrlich, tiefes Mitleid und Erbarmen erfüllt uns mit unsern Kindern! In unserm Hause sollen sie sich daheim fühlen, sie sollen merken, daß wir nicht nur ihr äußeres Wohl im Auge haben, sondern daß wir auch für ihre innere Not und Qual Verständnis haben. Wir bringen unsere Kinder täglich mit dem Worte Gottes in Verbindung und zeigen ihnen den Weg zu Jesus Christus, durch den wir allein zur wahren Freiheit gelangen. So freuen wir uns, daß wir an unsern Kindern Liebe üben können, und daß auch die Seelen unserer Kinder nach Gott hungern und dürsten.

„Rußlandschweizerinnen“.

Bei Anlaß der kürzlichen Generalversammlung des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins in Biel ist vom „Zentralblatt“ u. a. auch an zwei bedeutende Bielerinnen erinnert worden, — eine Erinnerung, die wir gerne hier weiter geben — die zu ihren Zeiten als Erzieherinnen und Gesellschafterinnen an königlichen und kaiserlichen Höfen, vor allem am russischen Hofe, in hohem Ansehen standen, der beiden Schwestern Wildermeth. Die eine ist Maria Margaretha, 1777 zu Biel geboren als Tochter des damaligen ersten Bürgermeisters von Biel. Es ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß die Wildermeth mit Vorliebe in preußische Kriegsdienste traten, daß Maria Margaretha ums Jahr 1800 als Erzieherin in das Haus der Grafen von Dönhof in Berlin eintrat, welche Stelle sie nach drei Jahren aufgab, um einem Ruf an den preußischen Hof zu folgen. Dort fiel ihr die Aufgabe zu, Prinzessin Charlotte, die Tochter Friedrich Wilhelms II. und der Königin Luise zu erziehen. In jenen für Preußen und die königliche Familie so schicksalsschweren Zeiten gehörte die Bielerin Maria Margaretha Wildermeth zum engsten Familienkreise der Königin Luise, deren ungeteiltes Vertrauen sie durch ihre Pflichttreue und Hingabe zu rechtfertigen wußte. Ueber 10 Jahre blieb sie am preußischen Hofe, und als sich Prinzessin Charlotte, mit deren Erziehung sie betraut war, mit dem russischen Großfürsten und spätern russischen Kaiser Nikolaus verheiratete, zog sie mit dieser nach St. Petersburg, wo sie mit der Großfürstin im Anschikow-Palais wohnte. Vorübergehend begleitete sie die Großfürstin an ihren elterlichen Hof nach Berlin, dann hielt sie sich öfters in ihrer Heimat in Biel und auf dem Familiensitz in Pieterlen auf. Als 1826 der Großfürst zum Kaiser gekrönt wurde, reiste sie von Biel aus an die Krönungsfeierlichkeiten nach St. Petersburg. Mit ihren Vertrauten an den Höfen in Berlin und St. Petersburg unterhielt die Wildermeth bis an ihr Lebensende einen regen Briefwechsel, der heute leider zum größten Teil verloren gegangen ist. Hohe Auszeichnungen und Orden gaben auch äußerlich der Wertschätzung Ausdruck, welche sich Maria Margaretha Wildermeth in Berlin und in St. Petersburg zu erfreuen hatte. Die Großfürstin Helena Paulowna, die Gemahlin des Generalobersten der russischen Armeen, gehörte in der Folge zu ihren intimsten Freundinnen, und als diese im Jahre 1828 in Biel durchreiste und auch die St. Petersinsel besuchte, stieg sie im Wildermethschen Hause in Biel mit ihrem Gefolge ab. Die Briefe der Wildermeth an die Bekannten des russischen Hofes waren noch im Hofarchiv des letzten Zaren nachzuweisen und werden heute, wie noch viel Wertvolleres, vernichtet worden sein. An ihrem Lebensabend hatte sich Maria Margaretha Wildermeth auf das Beaumontgut in Bern zurückgezogen, wo sie in Gesellschaft anregender Freunde und Bekannter in stiller Zurückgezogenheit lebte.

Eine ältere Schwester, Katharina Wildermeth, war schon vorher am Hofe in St. Petersburg, war sie doch die Erzieherin der jungen Fürstin Branika, der Nichte Potemkins. Auf diese doppelten Beziehungen zum Hofe in St. Petersburg mag zurückzuführen sein, daß ein Verwandter der zwei Schwestern, Karol Wildermeth, der zuerst in preußischen Diensten den Feldzug gegen Rußland mitgemacht hatte, dann in russische Dienste trat und bei der Belagerung von Adrianopel mit einem hohen Kommando ausgezeichnet wurde. Er starb 1829 in russischen Diensten an einem epidemischen Fieber, bei welcher Gelegenheit die Zarin eigenhändig der Familie nach Biel die Unglücksbotschaft schrieb und ihre Teilnahme aussprach.

Es gehörte nicht zur Eigenart des Schweizers, noch der Schweizerin, nach Hofgunst zu trachten. Aber wenn die Schwestern Wildermeth, aus relativ bescheidenem Kreise stammend, sei es am Hofe der Königin Luise in Berlin oder am Zarenhof, zu solchem Ansehen gelangt sind, dann war dazu nicht eine besondere Gunst ausschlaggebend, sondern wohl in erster Linie ihr Charakter und ihre hohe Eignung als Erzieherinnen.

Von einer dritten „Rußlandschweizerin“, aber aus unsern Tagen, die erst kürzlich in Bern zu Grabe getragen wurde, berichtet die „Berna“. Es ist Fräulein Adele Brugger, die über 35 Jahre in Rußland als in ihrer geliebten zweiten Heimat gelebt hat.

In der Familie, wo sie beinahe 30 Jahre als Erzieherin wirkte, wurde sie geachtet und geliebt. Sie blieb mit ihr in treuer Liebe verbunden bis zuletzt, hat Freud und Leid mit ihnen getragen, durchlebte mit ihnen 1905 die Revolution in Moskau mit ihren Schreckenstagen. Bei Ausbruch des Krieges 1914 befand sie sich in Petrograd mit ihrer Familie. Sie verließ ihre Stelle, um trotz ihres vorgerückten Alters Rotkreuzkurse zu absolvieren. Sie wurde diplomiert und trat sogleich als Rotkreuzschwester in ein Spital und hernach in das Lazarett des Prinzen Jusupoff ein, wo sie mit großer Aufopferung und Liebe die verwundeten Soldaten pflegte. Nach Ausbruch der Revolution in Rußland 1918, kam sie mit dem 2. Flüchtlingszug wieder nach der Schweiz zurück.

Wie die verwundeten gefangenen Soldaten nach der Schweiz gebracht wurden, bat man Frl. Adele Brugger, einen Zug verwundeter Russen in Konstanz abzuholen und nach Montana zu begleiten. Da sie die einzige Begleiterin war, die russisch sprach, bat man sie, mit den Russen in Montana zu bleiben. Für 40 verwundete russische Soldaten war sie die einzige Pflegerin, sie sorgte treu für dieselben und war ihnen allen Mutter und Pflegerin zugleich. Nach und nach wurde die Zahl ihrer Patienten immer kleiner, teils durch Tod oder durch Abreise. Ihre Aufgabe dort war beendet, sie kam nach Bern zurück, wo der Unermüdlichen eine neue Arbeit wartete. Sie wurde die treue Fürsorgerin der Rußlandschweizer, welchen sie ihr ganzes Interesse und ihr Herz gab. Wo es zu helfen gab, stand sie zur Seite. Ihr Leben war reich an großer Selbstlosigkeit und treuer Hingabe.

Die frühesten Aerztinnen der Schweiz.

Eine Schweizerin hat vor langer Zeit bereits ein Verfahren erfunden, das heute als ganz modern gilt: sie kam auf die Idee, einen metallenen Fremdkörper im Auge mit Hilfe eines Magneten herauszubringen.

Die dies tat, war Marie Colinet aus Genf. Sie heiratete 1587 den bekannten Chirurgen Fabri von Hilden, wurde seine Schülerin und Mitarbeiterin. Von ihrer Kunstfertigkeit in Chirurgie und Geburtshilfe gibt eine Reihe von Mitteilungen ihres Gatten Kenntnis. Vom Rat der Stadt Bern wurde sie in Anerkennung ihrer Verdienste zur Berner Bürgerin ernannt.

Genaue Aufschlüsse über die frühesten Aerztinnen der Schweiz verdanken wir Dr. Melina Lipinska, Paris. Sie weist darauf hin, daß schon vor Marie Colinet-Fabri Frauen in der Schweiz durch ihre medizinischen Kenntnisse berühmt waren. In Genfer Prozeßakten aus den Jahren 1494 und 1495 ist von einer ärztlich tätigen Anna, Anna Medica, die Rede. 1557 war in Basel die Witwe eine Arztes tätig, des Dr. Othon Brunfels; sie hat sich offenbar großer Beliebtheit erfreut.

Um den Beginn des 19. Jahrhunderts erlebte eine Lausannerin, Henriette Faber, ein seltsames Schicksal. Sie war in Paris inmitten von Soldaten erzogen worden. Von früher Jugend an hatte sie besonderes Mitgefühl mit den Verwundeten. Als ihr Mann, ein Offizier, gestorben war, zog sie selbst Männerkleider an, verwandelte ihren Vornamen Henriette in Henri und machte mit Erfolg das Examen als Militärarzt. In dieser Eigenschaft blieb sie bei der französischen Armee, wurde in Spanien gefangen genommen, begab sich später nach Kuba, wo sie wie ein spanischer Arzt tätig war. Ihr wahres Geschlecht wurde bekannt, sie wurde daraufhin wegen Fälschung zu Gefängnis und Verbannung verurteilt. 1825 ist sie in Florida wieder ärztlich tätig. Sie starb als Krankenschwester in einem Kloster in Vera-Cruz.

Bahnbrechend war die Rolle der Schweiz in der Ausbildung der frühesten modernen Aerztinnen. Lipinska gibt darüber eine historisch genaue Schilderung. Im Jahre 1863 verbot die russische Regierung den Frauen das Medizinstudium in Rußland. Schon 1864 kam die erste russische Medizinstudierende nach Zürich, die aber keinen Erfolg erzielte. Ihr folgte im nächsten Jahr eine zweite, Nad'e da Souslova, die ihren medizinischen Doktor machte. Um 1870 gab es in Zürich bereits 18 Medizinstudentinnen. Andere Universitäten fragten damals beim Zürcher Senat an, wie sich das Frauenstudium gestaltete, und der Senat antwortete in durchaus wohlwollender Weise.

1868 begann zum erstenmal eine Schweizerin, Marie Vögtlin, Medizin zu studieren. Sie war im Kanton Aargau geboren, studierte in Zürich. 1872 bestand sie ihre ärztlichen Prüfungen. Auch als Gattin des Zürcher Geologieprofessors Heim führte sie ihre Praxis fort. Sie starb in höchstem Ansehen im Jahre 1928. Die zweite Schweizerin, die Medizin studierte, war Caroline Farner von Stammheim, die dritte Anna Herr aus Olten.

Das gute Beispiel Zürichs, Medizinstudentinnen aufzunehmen, wurde bald von Bern nachgeahmt. Nach Bern öffnete Genf die Pforten seiner Universität den Frauen, und Lausanne blieb nicht lange dahinter zurück. In Basel ist die erste Studentin 1890 festzustellen. Die in der Schweiz ausgebildeten Aerztinnen erwiesen ihre Fähigkeiten schon im Krieg von 1870 zum Teil (ganz zu schweigen von den Diensten, die sie zum Teil im Weltkrieg leisten konnten). Interessant ist auch, daß ein Erlaß des Zaren 1874 den russischen Studentinnen in Zürich gebot, diese Universität zu verlassen: revolutionäre Umtriebe waren die Ursache hiezu. Zunächst verminderte sich daraufhin die Zahl der russischen Studentinnen in Zürich (ebenso der Studenten), aber nach wenigen Jahren war diese Einschränkung bereits überwunden, und Zürich übte seine große Anziehungskraft unvermindert aus. S.

Neue Berufe für „luftfeste“ Frauen.

Zwei völlig neue Berufe für Frauen sind von der K.L.M. (Königlich Niederländischen Luftschiffahrtsgesellschaft) geschaffen worden. Einmal der der „air hostess“. Stellung und Name (der sich im Deutschen nicht angemessen wiedergeben läßt, denn er geht weit über den Begriff der Stewardeß hinaus) stammen aus den Vereinigten Staaten, wo auf vielen Luftlinien Frauen in dieser Eigenschaft angestellt sind. Es heißt, daß in Europa die Schweizerische Luftschiffahrtsgesellschaft die erste gewesen ist, die diesen Posten geschaffen hat, und nun sind also die Niederlande dem Beispiel gefolgt.

Es wird nicht wenig von den holländischen Kandidatinnen für die Stellung gefordert. Sie müssen eine höhere Mädchenschule absolviert haben und geläufig Deutsch, Englisch und Französisch sprechen, auch hinreichende Kenntnisse des Italienischen besitzen. Im Dienste müssen sie sich neben Erteilung von Auskünften aller Art um die Erfrischungen kümmern, die Reisebibliothek verwalten, darauf achten, daß Heizung und Ventilation ordentlich funktionieren und die Reisenden sich wohl an Bord fühlen. Sie müssen etwas von Krankenpflege verstehen und imstande sein, erste Hilfe bei Unglücksfällen zu leisten. Zur Belohnung dürfen sie, wie uns holländische Zeitungen berichten, eine „sehr kleidsame“ Uniform tragen — und hoffentlich beziehen sie ein Gehalt, das so vielseitigen Anforderungen entspricht.

Neu ist auch die Stellung der „Acquisitrice“, deren Aufgabe es ist, für die Benutzung des Flugzeugs als Reisemittel Propaganda zu machen — und zwar unter den Frauen. Es scheint nämlich, daß die Frauen dem Flugzeug im allgemeinen noch nicht recht trauen — so erklärte wenigstens die erste, junge und sehr energische Inhaberin dieser Stellung, Frau N. Lunsingh Tonckens. Es sei ein ganz gewöhnliches Vorkommnis, so erzählte sie, daß ein Mann sich morgens einen Platz im Flugzeug sichert, um ihn später wieder abzubestellen, weil er seiner Frau nicht unnötige Aufregung verursachen wolle. Es liegt also Frau Lunsingh Tonckens ob, den Frauen ihre Nervosität dem Fliegen gegenüber abzugewöhnen — und nach ihren Erfolgen zu urteilen ist sie dieser Aufgabe durchaus gewachsen. Vor kurzem hat sie eine sehr wohlgelungene Bridgepartie in der Luft arrangiert, um die vorsichtigen Frauen ans Flugzeug zu gewöhnen. Unter ihrer Führung haben holländische Krankenpflegerinnen vor einiger Zeit den Amsterdamer Flughafen Schiphol besucht, um die modernen und wohlausgerüsteten Ambulanz-Flugzeuge in Augenschein zu nehmen.

Firma „Lucille“.

In einem Krankenheim in Putney (England) ist, wie wir den „Basler Nachrichten“ entnehmen, dieser Tage die unter dem Namen „Lucille“ weltbekannt gewordene Lady Lucy Duff-Gordon gestorben, die erste Modekünstlerin Londons, deren originelle Schöpfungen vom Nachtkleid bis zur Hofrobe die konservative englische Society mit der unwiderstehlichen Gewalt der echten Kunst und des echten Geschmacks bezwangen und bezauberten.

In Kanada als Tochter eines englischen Ingenieurs und einer kanadischen Ranch-Erbin geboren, begann sie ihre modeschöpferische Laufbahn, indem sie für sich und ihre Freundinnen Puppenkleider nähte. Dabei ging das kleine Mädchen schon so vor, daß man die spätere Gesetzgeberin der englischen „haute couture“ beinahe schon ahnen konnte; keines dieser Kleidchen glich dem anderen, jedes wurde speziell entworfen, gezeichnet, beraten, diskutiert und dann erst angefertigt. Die „Kundschaft“ war begeistert.

Die siebzehnjährige Schönheit, deren Erscheinen in der „großen Welt“ in den achtziger Jahren zusammen mit ihrer Schwester, der späteren Schriftstellerin Elinor Glyn, Begeisterungsstürme erweckt hatte, verlobte sich gleich im ersten Jahr dreimal, um dann schließlich achtzehnjährig Herrn James Stuart Wallace zu ehelichen.

Das Eheglück dauerte genau fünf Jahre. Sie ließ sich von ihrem Mann scheiden und war nun mit ihrem Töchterchen gänzlich auf sich selber angewiesen, zu einer Zeit, in der eine selbständige Frau in England eine seltene und nicht gerade gern gesehene Erscheinung war.

Wie sie einmal gerade dabei war, ein Kleid für ihre kleine Esme zu fabrizieren, hatte sie, von Sorgen bedrängt, wie sie war, die plötzliche Eingebung: warum sollte sie nicht auch Kleider entwerfen für die Damen und Mädchen ihres Freundeskreises, da sie es nun einmal so gut konnte.

Ihre Freundinnen — charmant und überaus liebenswert, hatte sie deren viele, darunter Ellen Terry, die gefeierte Schauspielerin — waren entgeistert: eine Dame der „Society“ als Inhaberin eines „Ladens“ — das hatte es nie gegeben, das gab es einfach nicht. Das war unvorstellbar. Ein großes Kopfschütteln hub an. Aber die honourable Mrs. Arthur Brand machte kurz entschlossen den Anfang: sie bestellte bei der nun bedürftigen Freundin ein Teagown; und trug es bei einer „Gala-Party“ — und machte Furore. Die schöne Lucy war eine gemachte Frau, und die Pariser Diktatur auf dem Gebiet der Frauenmode war in dieser hochwichtigen Außenposition zum erstenmal ernstlich bedroht.

Erst arbeitete sie allein in ihrem Heim in Mayfair, dann beschäftigte sie Arbeiterinnen, dann installierte sie sich als „Lucille“ am vornehmen Hannover Square; zu der Zeit, als die Firma „Lucille“ in ihrer Blüte stand, beschäftigte sie 5000 Paar Hände. Damen der Gesellschaft und des Hofes wie die der Bühne strömten ihr zu. Zuerst war ihre Kundschaft etwas

---

konnte weiß Gott nicht wissen, was sich alles hinter diesem Menschen verbarg.

Ariel erfuhr aus dem Gespräch der beiden Männer, was sie zu wissen wünschte. Daß Pitt Ingenieur sei, eines Gutachtens wegen nach der Schweiz berufen wurde und daß er diesen Umstand zu einem kurzen Abstecher in die Berge benutzte. Und sie hörte auch mit Genugtuung, daß Georg eben sehr herzlich die Aufforderung an ihn richtete, Ariel und ihn an einem Abend in ihrem Heim aufzusuchen, da sein Tätigkeitsfeld in nächster Nähe liege. Pitt dankte, sichtlich erfreut. Ariel fragte sich, warum auch ihr dies außerordentlich gefiel. Nun, einfach so, wegen der Abwechslung, des Neuen. Die Tage vergingen, die Wochen und Monate vergingen. Jahre wurden daraus. War es nicht schade darum? Denn im Grunde verlief ihr Leben doch ziemlich anders als sie geträumt. Es erwies sich alles um eine Schattierung matter; die Freuden zeigten sich weniger leuchtend und das Traurige weniger erhaben. Sie selbst, sie mußte es zugeben, entsprach ihren Hoffnungen keineswegs. Sie wagte nicht viel. Als Gattin und Mutter leicht aufgestört, zögernd, Sicherheiten aufsuchend, darüber selbst beschattet, fühlte sie sich doch unfähig, es auf die Dauer zu ändern. Der innere Aufruhr zeitigte letzten Endes nichts als verweinte Augen, eine Lockerung der Zügel auch den Kindern gegenüber, weil alles plötzlich nicht wichtig genug war.

Uebertrieb sie nun nicht ganz gewaltig? Verfiel sie nicht dem bekannten Vorgang, daß ein Aufzählen von Ereignissen innerer und äußerer Art stets eine vernichtend magere Ernte hervorbringt; daß nichts tiefer zu Trübsinn verlockt wie die Beschreibung eines Durchschnittslebens in großen Zügen? Vergaß Ariel jene Abende beim Lampenschein in Gegenwart von Georg und den Kindern? Nick, der zukünftige Komiker, wie die Verwandtschaft behauptete, war ja das Drolligste, was man sich denken konnte, und Simonie, unglaublich hübsch, entwickelte sich mit ihren zehn Jahren täglich mehr zu einem pfiffigen, sachlichen und doch so bezaubernd naturhaften Wesen. Man brauchte ja nur zu schauen, sich diesem Geschehen zu öffnen. Ja gewiß, aber war man selbst niemand? Schien man dazu verdammt, an der Hecke zu lehnen und mit verschränkten Armen dem Treiben der andern zuzuschauen? Und Ariel kam es vor, als wäre sie und viele Frauen mit ihr, um etwas betrogen worden. Als Kind lebte man zu unbewußt, später trieb man in einer Verwirrung ohnegleichen. Jung sein bedeutete in jener Zeit nichts, im Gegenteil. Man hatte alle Nachteile davon. Was man wollte, konnte man nicht tun: man stand unter irgend einer Vormundschaft. Und dann wußte man ja vieles nicht richtig; man sprang wie ein Hund umher, der die Fährte verloren. Es erwies sich vielleicht am klügsten, sich an die Leine nehmen zu lassen. Hörte man sich in der Erinnerung einmal nur seine achtzehn Jahre rühmen? Ihren Besitz trunken genießen?

Einige Jahre später hatte sie dann Georg kennengelernt. Es gab sehr viele Menschen, die an einen solchen Lebensabschnitt nur mit Entzücken denken. Wenn sie ganz ehrlich sein wollte, mußte sie sich sagen, daß jene Ereignisse in ihrem Gedächtnis ziemlich verblaßt waren, ja, sie schienen wirklich ein wenig verwaschen wie etwas, das lange Wind und Wetter ausgesetzt gewesen. Damals, als es ihr vorkam, als sehe sie erstmals klarer und unvoreingenommener hinter die Mauern des Daseins, da war sie bereits nicht mehr jung im gewöhnlichen Sinn: sie näherte sich ihrem dreißigsten Jahr. Sie erlebte also zum erstenmal das Gefühl stolzer Jugend zu einer Zeit, als sie diese nach einem allgemeinen Gesetz nicht mehr beanspruchen durfte. Das empfand sie als ungerecht.

Pitt, der Mann aus dem Norden, ging mit seinen Skiern so vertraut und selbstverständlich um, wie ein anderer mit seinem Spazierstock. Ariel schämte sich zum erstenmal ihrer mehr zufälligen Fertigkeit. Sie suchte ihre mangelhaften Leistungen durch übertriebenen Mut wett zu machen. Das Waghalsige lag nicht in ihrer Natur, aber es kam immer dann atemlos und glühend aus ihr heraus, wenn sie durch irgend etwas dazu aufgestachelt wurde. Es war früher auch so gewesen bei ihren Reitversuchen. Im Grunde fürchtete sie sich vor dem Pferd. Weil sie es aber wiederum so brennend bewunderte, verborg sie ihre Angst, ihre letzte Unsportlichkeit, zu einem übersetzten Mut, dem sie, von nahe besehen, nicht gewachsen war. Nein, es bedeutete keinen sportlichen Ehrgeiz, — Ariel kannte diese gefährliche Tugend überhaupt nicht —, es lag in ihrer ausgesprochenen und heftigen Freude am Schönen und Vollkommenen, die sie mehr tun hieß, als ihr zustand.

Pitt, Georg und sie stapften nun meist zusammen schweigend hintereinander irgendeinem Grat zu. Und wenn auch bei all diesen Wanderungen von nichts anderem die Rede ging als von sportlichen Sachen, die an Ariel vorbeizogen, die sie nicht weiter fesselten, so ergab sich dennoch eine sehr hübsche Vertrautheit zwischen ihnen. Georg, leicht ungeduldig, wenn er sich in seinen karg bemessenen Ferientagen durch das Hinzutreten eines Dritten gestört glaubte, war der Erste, der diesen Pitt immer aufs neue aufsuchte und zum Mitkommen aufforderte. Vielleicht dünkte es ihn nebenbei nicht ganz unangenehm, sich mit diesem bewährten Fahrer zu messen. Ariels Anerkennung konnte nicht völlig ernst genommen werden, denn sie verstand nur oberflächlich, worauf es vor allem ankam. Ach diese herrlichen Abfahrten! Seine Frau nahm sich zusammen, sie fuhr wirklich anständig gut, sie klagte nicht über Müdigkeit, zeigte sich als reizender, hübsch anzuschauender Kamerad. Man lachte, sang, jauchzte; setzte sich, unten angekommen, heiß und atemlos zum Tee; Pitt sagte komische Dinge in einem fehlerhaften Deutsch, nein, ohne Uebertreibung, das waren die nettesten Ferien, die man sich denken konnte.

Nach dem Nachtessen kam das Schlittengespann mit den Postsachen. Ariel nahm mit Unbehagen wahr, daß dieser Pitt beinahe täglich eine ziemliche Anhäufung von Briefen bekam. Was in aller Welt brauchte dieser Mann eine solche Menge von Schriftstücken zu erhalten? Und sie spürte plötzlich mit einem Stich in die Herzgegend, daß sie ihn ja nicht kennt, daß er eines Tages aufsteht und weggeht, zurück in eine Welt, von der sie nichts weiß. Und dies kränkt sie; sie fühlt es seltsamerweise wie ein Raub an ihrem Leben.

Wollen Sie das Bildchen sehen, gnädige Frau?

Natürlich will sie es sehen. Und sie nimmt es Pitt aus der Hand, betrachtete darauf hin sehr aufmerksam und eingehend die Aufnahme einer jungen Frau, die einen kleinen Knaben auf dem Schoß hält. Sie lächelt und reicht das Bild Georg hinüber. Frauen haben immer so ein betont entzücktes Lächeln bereit, wenn sie Bilder ähnlicher Art und unter ähnlichen Umständen betrachten und weitergeben. Sie werden immer sagen, daß sie es restlos hübsch finden und sie knüpfen eine Menge Fragen daran: wie alt der Junge sei, wenn er gleiche, wie viel Zähnchen er habe; sie sprechen ganz rasch und haben keine Zeit auf die Antwort zu warten. In ihrem Herzen aber trauern sie einem Geschehen nach. Sie sehen einen Gefühlsknoten, der sich in ihnen gebildet, bedroht, beinahe schon gesprengt. Ihre ewig wache Sehnsucht, einen Menschen, der ihnen gefällt, einzumauern in die Gänge ihres Herzgehäuses, wird plötzlich angerufen. Und sie spüren beinahe verwirrt, daß sie etwas Unmögliches wollten, und daß sie gut daran tun, die gestohlenen Dinge wieder an ihren Ort zurückzutragen.

(Fortsetzung folgt.)

konsterniert über die von ihr entworfenen und unnachsichtlich geforderten hauchdünnen Dessous; denn der Gedanke war ihr unerträglich, daß ihre Schöpfungen über den häßlichen Erzeugnissen der damaligen Wäschefabrikation getragen werden sollten. Die eine oder die andere der Damen murrte; aber der Geschmack der großen Künstlerin setzte sich sieghaft durch.

Die ersten Modeschauen in England waren das Werk dieser energiegeladenen Frau, und der erste Mann, der von einer solchen „Schau" von Anfang bis zu Ende faszíniert kein Auge wenden konnte, war Lord Oxford, damals noch schlicht Mr. Asquith, der sich nur ungern von seiner Frau zu diesem „närrischen Vergnügen" hatte mitschleppen lassen.

Aber die schöne Lady entwarf nicht nur Kleider und fertigte sie an, erzog nicht nur Generationen von Vorführdamen und arrangierte Modeschauen größten Stils, sie beriet auch ihre Kundinnen über die vollkommenste Art, ein Kleid zu tragen, darüber, was unbedingt zu beachten und was zu unterlassen sei, darüber, was an der Erscheinung ins Licht und was in den Schatten zu rücken wäre — 20 Pfund Sterling pro Konsultation.

Eine ihrer ersten königlichen Protektorinnen war die jetzige Königin von England, damals noch Herzogin von York. Als eine „erste Gehilfin" des Hauses „Lucille", die so zu einer gewissen Berühmtheit gelangte hübsche Irländerin Molly, zur Unprobe ins Schloß beordert, den König unverhofft das Probier-Zimmer betreten sah, ließ sie vor Aufregung die ganze Schachtel mit Stecknadeln fallen; der König hockte sich hin und sammelte in aller Gemütsruhe zusammen mit dem nun völlig verwirrten Mädchen die Stecknadeln bis zur letzten auf.

Damen der regierenden Häuser, Königinnen, Prinzessinnen, Herzoginnen, Marquisen, Dollarmilliardärinnen, die speziell zu „Lucille" über den großen Teich geschwommen kamen, fügten sich willig dem sicheren Geschmack dieser genialen Frau. Keine widersprach der Meisterin. Sie gaben sich alle ganz in ihre Hände und haben es niemals zu bereuen gehabt.

Kleine Rundschau

Die „Stauffacherin" mit dem Exotenhut.

In der aargauischen Hutgeflechtindustrie wird durch den ständig zurückgehenden Export ein Betrieb nach dem andern stillgelegt und tausende von Arbeitern werden verdienstlos. Die aargauischen Zeitungen appellieren nun in beredten Worten an den Gemeinschaftssinn der „Stauffacherinnen", damit sie in den Modegeschäften zu Stadt und Land nicht die aus dem fernen Osten importierten Exotenhüte kaufen, sondern die Erzeugnisse der einheimischen Industrie. Es werde an Versammlungen so viel von Patriotismus und Solidarität geredet und so wenig danach gehandelt — wird den Stauffacherinnen vorgeworfen! Warum nur den Frauen und warum gerade den „Stauffacherinnen"? Warum nicht auch den Handelsherren, die diese Hüte importieren oder den männlichen Staatsbürgern, die gewiß auch nicht alle samt und sonders Schweizerfabrikate tragen? Wir fragen uns übrigens, ob der Inlandabsatz so gesteigert werden kann, daß der verunmöglichte Absatz im Ausland dadurch wettgemacht werden kann, zumal bei einer Industrie, die ausschließlich auf den Export eingestellt ward? Und warum wird in den Vorwürfen an die Frauen nichts von den Preisen gesagt? Die Frauen, die ihr Geld meist genauer einteilen müssen wie die Männer, greifen vielleicht notgedrungen zu diesen Exotenhüten, weil sie billiger sind, als die schweizerischen. F. S.

Eine gute Nachricht.

Der Londoner Grafschaftsrat hat mit großem Mehr eine Bestimmung seiner Schulgesetzgebung aufgehoben, die den in den Ehestand getretenen Lehrerinnen die Ausübung ihres Berufes untersagte. London kehrt mit der erneuten Zulassung verheirateter Frauen in seinen Schulen zu der Praxis zurück, die es im Jahre 1923 unter dem Druck der damals steigenden Arbeitslosigkeit aufgab. Einige andere große Munizipalitäten hatten nach 1923 den Schritt des Londoner Grafschaftsrates nachgeahmt: die meisten sind aber wieder davon abgekommen, wobei stets die Erwägung maßgebend war, daß die Ausübung des Ärzte- und Lehrerberufes gewisse Qualitäten erfordert, die durch die Ehe — da wo sie vorhanden sind — eine Bereicherung erfahren.

Eine Pionierin auf dem Gebiete des Röntgenwesens.

Im Alter von 65 Jahren starb in London Dr. Helen Chandler, eine Pionierin auf dem Gebiete des Röntgenwesens, die auch zu den Traumatologinnen des Marie Curie-Spitals in Hamstead gehörte.

Ehrung und Verpflichtung.

Als Nachfolgerin von Madame Curie ist die ungarische Schriftstellerin Cäcilie von Torman in die Leitung des Völkerbundsinstituts für Internationale geistige Zusammenarbeit gewählt worden. Frau von Torman hat internationalen Rang als Schriftstellerin, ihrem Volke aber ist sie besonders wert als Vorkämpferin einer von ihr ausgelösten großen Bewegung für bessere soziale Verhältnisse. Sie war eine der führenden Frauen bei der Gründung des „Nationalverbandes ungarischer Frauen".

Von Kursen und Tagungen

„Heim" Neukirch a. d. Thur.

Winterkurs von Mitte November 1935 bis Ende März 1936.

Junge Mädchen vom 17. Altersjahre an sind willkommen. Sie leben als eine Familie mit den Lehrerinnen und den Kindern und Säuglingen, die im Haus in Pflege sind. Die praktische und theoretische Ausbildung steht im Dienste der Heranbildung der jungen Mädchen zur Hilfe in Familien mit Kindern und der Vorbereitung auf den eigentlichen Frauenberuf: das Muttersein in Familie und Volk.

Der Kurs wird geleitet von den langjährigen Helferinnen Emilie Romang und Hedi Lanz. Didi Blumer wird hie und da mithelfen. Weiter unterstützen uns Frauen und Männer, welche gelegentlich, manchmal für einige Tage bei uns leben.

Kosten: Pro Monat Fr. 105.—. Gäste Fr. 4.— bis Fr. 5.— im Tag. Zur Unterstützung von Weniger-bemittelten stehen Stipendien zur Verfügung.

Anmeldungen und Anfragen an das „Heim", Neukirch a. d. Thur.

Von Büchern

Dr. P. Anliker: Die erbrechtlichen Verhältnisse der Schweizer im Ausland und der Ausländer in der Schweiz.

Verlag H. R. Sauerländer & Cie., Aarau und Leipzig, 1933.

Die Statistik* lehrt zwar, daß die Auswanderung unserer Landsleute nach Uebersee ständig abnimmt. Wir hatten z. B. 1923 8806 Auswanderer, 1933 nur noch 1167 Auswanderer. Immerhin wurden am Jahresende 1932 ca. 330,000 Auslandschweizer gezählt gegen ca. 348,000 im Jahre 1928. In Wirklichkeit erhöhen sich die Zahlen der im Auslande Niedergelassenen, weil insbesondere junge Mädchen und alleinstehende Frauen es veräumen, sich beim zuständigen Konsulate in die Matrikel eintragen zu lassen. Diese die Immatrikulation Unterlassenden wissen nicht oder vergessen, daß das Konsulat den Heimats-Staat in der Fremde repräsentiert. Bei Versäumnis der Anmeldung macht sich der Militärpflichtige sogar strafbar; jeder andere Schweizerbürger verliert, abgesehen von wenigen Ausnahmefällen, den heimatlichen Staatsschutz, der bis zur Verweigerung der Visierung oder Verlängerung der Ausweisschriften oder Versagung anderer Rechtshilfe z. B. Hilfe bei Liquidierung einer Erbschaft, reichen kann.**

Umgekehrt ist in der Schweiz wohl nicht jeder 10. Bewohner, wie Anliker meint, ein Ausländer, dieses Verhältnis halte ich im Jahre 1935 für zu hoch gegriffen. 1933 bekamen Einreise- und Aufenthaltsbewilligung:

Zu längerem Aufenthalte		zur Saisonarbeit	Grenzgänger
6057 Berufstätige und 1504 Berufslose		29,522 div. Arbeiter	7321

Wo Menschen leben, sterben selbstverständlich welche. Beerbt wird der Einzelne im allgemeinen nach seiner Staatszugehörigkeit. Stirbt Jemand im Auslande, so ist es durch Vereinbarung mittels Staatsverträgen möglich, daß ausländisches Erbrecht auf seinen beweglichen Nachlaß sowie auf ausländische Liegenschaften angewendet wird. Ist der Erblasser verheiratet, so muß festgestellt werden unter welchem Güterstande er lebt und wie das eheliche Vermögen güterrechtlich auseinanderzusetzen ist. Endlich sollte man wissen, welche Formalitäten zu erfüllen sind, damit die Erbschaft herausgegeben wird.

Diese und andere damit zusammenhängende Fragen bis ins kleinste Detail abzuklären, ist der Zweck der sehr klar abgefaßten und fast alle Staaten der Welt umspannenden Anlikerschen Arbeit. Besonders wertvoll ist die Beigabe zahlreicher Musterbeispiele für Erbausweise und Vollmachten. Das Buch wird jedem, der sich mit diesen Problemen zu beschäftigen hat, ein außerordentlich nützliches Hilfsmittel sein. Dr. E. R.

* S. Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1933, Verlag E. Birkhäuser & Co., Basel, 1933.
** S. Konsularreglement der Schweiz, Art. 36 ff.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203 (abwesend).
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 22,608.
Wochenchronik und Vertretung für Allgem. Teil: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

REKLAMETEIL

Schwobleinen.

In Leinen läßt sich mehr verweben als nur Baumwolle. Leinen, verwebt mit Baumwolle heißt Halbleinen. Aber auch Schludrigkeit in der Arbeit, ausgesucht schlechtes Garn, das auf Billigkeit und Täuschung gearbeitet ist, lassen sich verweben in Leinen. Abfälle von Fasern und Garn können, kunstgerecht aufgebauscht, zu ansehnlichem Grundstoff werden. Und so läßt sich Betrug und Lüge in manches Tuch weben — und immer noch hat es den Namen Leinen. Denn Flachs bleibt noch Flachs, wenn auch nur Abfälle von Garn verwendet sind. Genau so läßt sich aber auch das Gegenteil von Lug und Betrug in Leinen verweben. Der Leinenweber, der in sein Stück Arbeit die ganze Freude des Daseins verwebt, der kann nicht lügen und kann nicht betrügen. Seinem Geiste schwebt vor das prächtigste Gewebe. Sein ganzes Sinnen geht darauf aus, das schönste Garn zu finden auf dem Markt. Er erprobt sorgfältig jeden Grundstoff auf seine Zähigkeit, seine lange Faser. Er webt mit Liebe, mit Freude an jedem Stück, das durch seinen Webstuhl geht. Er webt mit seinem Gewissen und mit seinem Fachstolz. Darum heißt die Frage heute nicht mehr: ist es Leinen? Denn es gibt Leinen und Leinen. Das eine Leinen durchwoben mit Schein und Trug, nur für die Jagd nach Billigem geschaffen, um einem Wahn der Menschen zu dienen, der jetzt vielfach Mode ist. Unbekümmert darum, ob der Wert, den die Frau zu kaufen vermeint, ihr zwischen den Fingern nach mehrmaligem waschen wieder zerrinnt. Das andere Leinen aber, verwoben mit Rechtschaffenheit durch und durch, das ist das Leinen für den Charaktermenschen, für den, der heute trotz aller Leidenschaft nach billigem Kram, das Gute weise vom Unwert zu unterscheiden vermag. Das ist das Leinen, das auf Jahrzehnte Wert auf Wert häuft und durch seinen Nutzen mehr Wert bekommt, als der des Geldes, den das Leinen kostete. Das ist Schwob-Leinen, von Schwob & Co., Bern, Leinenweberei, nur Hirschengraben 7.

Welch edle Person
hilft einer bedrängten Tochter, die für ihre seit längerer Zeit kranken Mutter sorgen muß und jetzt einer Erholung bedarf, für ein Darlehen von 350 Fr. Rückzahlung auf gegenseitige Vereinbarung.
Offerten unt. Chiffre B 22 an die Expedition des Schweizer Frauenblattes, Winterthur.

Walliser Aprikosen

Brutto	5 kg	10 kg	20 kg
z. sterilis.	Fr. 5.50	10.—	19.—
Mittlere	Fr. 4.80	8.50	16.—
f. Konfitüre	Fr. 4.—	7.50	14.—

franko. **Dondainaz, Charrat.**

Büchertreunden Wilh. Aug. Müller empfiehlt sich Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel. P 5625 Q

Inserate
für offene Stellen u. für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt

Die Publicitas besorgt Inserate in alle Zeitungen und Zeitschriften der Welt.

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Arosa Orellihaus Nähe Bahnhof
Andeer Gasthaus Sonne Rheumbäder
Chur Rhätisches Volkshaus beim Obertor
Davos Volkshaus Graubündnerhof
Landquart Volkshaus Bahnhofnähe
Samaden Alkoholfr. Restaurant 2 Min. v. Bahnhof
St. Moritz Hotel Bellavai beim Bahnhof
Thusis Volkshaus Hotel Rhätia Nähe Bahnhof
P 1208 Ch

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 A. & H. Keuerleber

Basel • Tea-Room Turmhaus
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern Daheim
Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer
Zeughausgasse 31
P 1055 Y Tel. 24.929

SEEHOF HILTERFINGEN
(Thunersee)
Alkoholfreies Hotel-Restaurant
Pensionspreise Fr. 8.50 bis 12.—
Keine Trinkgelder. Telephon 92.26

BERN
Alkoholfreies Speise-Restaurant
TRANSIT
1 Min. vom Bahnhof. Prima Kaffee mit belegten Brötchen. Tel. 24.012.
P 1176 Y H. Zweidler.

THUN
Telephon 24.04
BLAUKREUZHOF
Alkoholfreies Restaurant
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen. P 5733 T

BERN
Zehendermätteli
Reichenbachstraße 161
Schöner Spaziergang. Spezialität Strübli. Kleines Sali. Tel. 32.203.
Familie Gasser-Gruber.
P 1200 Y

LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof beim Bahnhof
Hotel Krone am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Berücksichtigt beim Einkauf die Inserenten dieses Blattes

Helfen Sie uns,

das Frauenblatt noch mehr bekannt zu machen und ihm

neue Abonnenten

zu werben.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie diesen Abschnitt ausfüllen, ausschneiden und an unsere Administration Winterthur, Technikumstraße 83, einsenden wollten:

Senden Sie **Probenummern** des „Schweizer Frauenblatt" an folgende Adressen, mit oder ohne Angabe meines Namens (das Erwünschte unterstreichen).

Adressen:

Unterschrift:

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1420 G

Haushaltungsschule Zürich
Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins
Koch- und Haushaltungskurs
für Interne und Externe.
Dauer 5½ Monate. **Beginn** ca. 20. Oktober 1935.
Prospekte. Auskunft tägl. 10–12 Uhr und 2–5 Uhr d. d. Bureau der Haushaltungsschule, **Zeltweg 21a.**
P 8575 Z

FRAUENSCHULE KLOSTERS
Haushaltungskurs
Dauer 2 Monate, September-Oktober. Durchgreifende, neuzeitliche Einführung.
Prospekte. P 9066 Ch